

Der Spiegel

für



Kunst, Eleganz und Mode.

Mittwoch und Sonnabend erscheint ein halber Bogen Text; Sonnabend ein illuminiertes Modenbild; alle Monat wenigstens ein Portrait (manchmal auch zwei) mit besonders gedruckter Biographie; dann außerordentliche Beilagen. — Halbjähriger Preis 4 fl. und mit freier Postzusendung 5 fl. C. M. (Prachtausgabe: 7 und 8 fl.) — Man pränumeriert in Wien, im Kommissionsamt (Festungsauffahrt, links); in Pesth, im Redaktionsbureau (Dorotheergasse, Nr. 20); dann bei allen k. k. Postämtern.

Des Reichen und des Armen Elend.

Eine philosphisch-medizinische Doppel-Anekdote.

Reich oder arm, der Tod macht Alles gleich. Auf seinen furchtbaren Wink verschwindet aller von Menschen erdachte Unterschied. Die Scheidewand stürzt zusammen, welche Hoch und Niedrig, Schön und Häßlich von einander trennt. —

Ich bin nie stärker von dieser Wahrheit, von diesem Kontrast und dieser Uebereinstimmung betroffen worden, als an einem Tage im Februar 1819. Dieser Tag hat einen wichtigen Platz in meiner Erinnerung. Das Elend auf einem Strohlager, und das Elend Nektar aus goldenem Pokal schlürfend, haben in einem kurzen Zwischenraum meine Augen betroffen. Hier ein Sterbender, bei dem des Luxus Ueberreiz den Todesschlag beschleunigt, dort ein Armer, der aus Mangel an Nahrung umgekommen. Und diese beiden Wesen, mit denselben Eigenschaften, wie mit denselben Rechten ausgestattet, hauchten an demselben Tage ihren letzten Seufzer aus, um ihrem Schöpfer von einem so sehr verschiedenen Leben, und von gemeinshaftlichen Qualen, Rechenschaft abzustatten.

Die beiden Skizzen, welche ich entwerfen will, haben weder künstliche Knoten-Verschürzung, noch überraschende Auflösung. Ihr

ganzes Verdienst besteht in ihrer Parallele, die man übrigens in jeder großen Stadt aufstellen könnte, wo aufs Aeußerste gesteigerter Mangel und Uebersättigung, der höchste Grad des Genusses und der Entbehrung, sich die Hand reichen.

Der alte Quäler des bekannten Herzogs von ***, die Plage der Reichen, die Geißel des Glücklichen, jene Krankheit, die Mark und Bein durchdringt und sie benagt, die S i c h t, hatte während der ersten Hälfte des Winters von 1843 das Skelett der angezeichneten Person, die während ihrem Jugendalter ein ziemlich wüßtes Leben geführt, ausgetrocknet und ihr Blut verzehret.

Der Anfälle Heftigkeit und ihre Dauer hatte den ganzen Organismus geschwächt. Des Herzogs Charakter, schon vorher nicht besonders liebenswürdig, war unheimlich geworden. Er quälte alle, welche das Unglück hatten, mit ihm in irgend einer Berührung zu stehen. Als Parteimensch hatte er sich unlängst in eine politische Diskussion gemischt, deren Schauplatz die Pairskammer gewesen, und deren Resultat ihn sehr interessirte.

Diese Unvorsichtigkeit wurde durch eine Verdoppelung seiner Schmerzen bestraft. Man brachte ihn halbtodt nach Hause. Der Nordwind, gegen dessen Bisse man ihn unterwegs nicht ganz hatte schützen können, vermehrte sein Uebel, und als der arme Lord seine üppige Wohnung erreichte, konnte er weder sprechen noch sich bewegen.

Bald nachher glaubte er Veranlassung zu haben, sich über seinen gewöhnlichen Arzt zu beschweren. Er verabschiedete denselben und ich wurde zu ihm gerufen.

Der Herzog war mehrere Jahre lang in Ostindien gewesen, und hatte durch große und glückliche Spekulationen seinen frühern Reichtum, den er von seinen Vorfahren ererbte, sehr bedeutend vermehrt. Er hatte zu gleicher Zeit im Orient eine Prunkliebe und einen Hochmuth gewonnen, die sich nur mit seinem Egoismus und mit seiner Kaltgebieterei strengen vergleichen ließen. Er war ein wirkliches Muster von jenem Theile der britischen Aristokratie, den man als einen Typus der unbarmherzigsten Selbstsucht, des schmutzigsten Stolzes, der empörendsten Unmaßlichkeit betrachten kann.

Launisch, aufbrausend, zornig, mürrisch, konzentriert in seiner Persönlichkeit, unfähig, nicht allein irgend Jemand einen Dienst zu erweisen, sondern selbst die engen Grenzen seines Egoismus zu überschreiten, hatte er es dahin gebracht, von Jedermann, selbst von denen, die ihm gewissermaßen verpflichtet waren, gehaßt und gesüchtet zu werden. Das letzte Beispiel seiner Reizbarkeit war:

plötzliche Verabschiedung seines Arztes. Deshalb auch verursachte seine Einladung mir eine Art Entsetzen, dessen ich mich nicht erwehren konnte.

Es war im Februar. Der Nordwind wehete heftig. Es war durchdringend kalt. Tiefer Schnee bedeckte die Erde. Nichts Traurigeres als die Lage des herzoglichen Palastes, in einer der entferntesten Straßen Londons. Ein dickes Strohbett bedeckte das Straßenpflaster, um das Kaffeln der Kutschen zu vermeiden. Längs dem großen Gehäube standen mehrere Bedienten, um die Vorübergehenden einzuladen, keinen Lärm zu machen. Der Thürschlägel war dick mit Tuch umwunden. Alle Klingeln waren abgelöst, und die geölten Thürangeln öffneten sich ohne Geräusch. Mit einem Worte, Alles war bergestalt eingerichtet, daß des Kranken Ruhe durch nichts gestört werden konnte.

Mein Wagen fuhr langsam vor. Die Thüren öffneten sich wie auf einen Zauberschlag, weil die Bedienten Befehl erhalten, an der Thür aufzupassen, um den Besuchern nicht die Zeit zu lassen, zu klopfen. Doppelte Teppiche bedeckten Fußboden und Treppen. Von allen Schlaguhren waren die Hämmer abgenommen, und ein treuer Hund, dessen Gebell seinen Herrn hätte beunruhigen können, war in den Hinterhof verbannt. Alle Thüren waren mit Tuch beschlagen. Man hatte von allen die Schlösser abgenommen und sie durch hölzerne Klincken ersetzt, die sich auf Sammet verschlossen.

Krankheit, Tod, Entsetzen, Schmerz, der Eintritt ist euch hier untersagt. Die Opulenz verbietet euch zu erscheinen. Sie verdoppelt ihre Vorsichtsmaßregeln. Sie bewaffnet sich gegen euch mit tausend Schilken.

Ein Bedienter in Klanellschuhen fragte nach meinem Namen. Seine Frage war ein Murmeln, daß ich durch ein anderes Murmeln beantwortete.

„Die Frau Herzogin wünscht Sie zu sprechen, bevor Sie zu Sr. Herrlichkeit sich begeben!“ sagte er.

— Meldet mich an.

Ich durchschritt eine mit Bildsäulen geschmückte Gallerie und gelangte in ein schönes Zimmer, wo die Herzogin mit ihren beiden 16- bis 18jährigen Töchtern Kaffee trank. Es war neun Uhr Abends; man war kurz vorher vom Mittagessen aufgestanden. Ein junger Mann, in rother Uniform, unterhielt sich mit den Damen. Die Herzogin war blaß und leidend.

(Fortsetzung folgt.)

Abenteuer eines blinden Reisenden.

Es gibt mehr als einen Reisenden, der zur Hälfte blind, taub und stumm die Welt durchfliegt, sein Geld überall wegwirft, und dafür nichts als Langeweile, Ermüdung und Ueberdruß gewinnt. Man kann von dieser Gattung überseeischer und festländischer Zugvögel mehr als ein Exemplar beobachten. Aber ein stolzblinder amateur de voyages ist dessenungeachtet eine Seltenheit.

Wir haben im vorigen Blatte des Spiegels eines sonderbaren Reisenden, Namens James Holman, Britte und blind von Geburt, gedacht. Die englischen Zeitschriften enthalten seit einiger Zeit wieder einzelne interessante Mittheilungen über diesen merkwürdigen Reisenden, von denen wir unsern Lesern einige Auszüge vorlegen wollen. Er scheint den Vorsatz gefaßt zu haben, eine Reise um die ganze Erde zu machen, denn er befindet sich gegenwärtig zu Kanton, in China.

Nach den oft so ermüdenden Schilderungen so vieler hellsehenden Ulysse, die sich gegenseitig wiederholten oder ausschreiben, indem sie angeblich das Publikum zum Vertrauten ihrer »Eindrücke« machen, ist es möglich, daß die Darstellungen eines Blinden unendlich eine Original-Odysee geben, die eine Abweichung von der allgemeinen Regel einförmiger Reisebeschreibungen mache. Man weiß, daß Holman den Erdball als prädestinirter aufmerksamer und unparteiischer Beobachter überwandert, und daß er folglich, obgleich stolzblind, dennoch in nichts den bekannten Beobachtern des Hrn. von Mitternacht und des Hrn. Berggriffen ähnlich ist. Man weiß, daß er auf jeder Station seine eigenen Impressions (Impressions) diktiert, und nicht andere Werke ausschreibt, die er nicht lesen kann.

Es liegt in Holmans Charakter eine Einfachheit, eine Milde, eine Geistes-Unabhängigkeit, eine nie getrübtte Heiterkeit, ein eben so seltener als auffallender Muth, die in hohem Grade unsere Theilnahme in Anspruch nehmen. Es war im Oktober 1819, als er von Doure zu Calais anlangte. Er äußert sich darüber folgendermaßen:

»Da bin ich also in Frankreich, mitten unter einem fremden Volke, unsichtbar und unbegreiflich für mich; getrennt von jedem lebendigen Wesen, von dem ich voraussetzen könnte, daß es irgend einen Antheil nimmt an meinem Geschick, überhaupt dem ganzen Einflusse aller National-Vorurtheile gegen meine Landsleute ausgesetzt. Aber in dem andern Becken der Wagschale habe ich zu meinen Gunsten nicht nur alle Empfindungen der Menschlichkeit, welche ein

unglücklicher Zustand, wie der meinige, einflößt, sondern auch die ehemals so gepriesene Höflichkeit der großen Nation.“

Diese Höflichkeit scheint im Anfang unglücklicherweise nur zur Qual des Reisenden zu dienen, der zu seiner Blindheit während einiger Zeit noch eine Art Taubheit, hinsichtlich der Landessprache, gefeilt, die er nicht versteht. Obgleich er nur die nothwendigsten Dienstleistungen verlangt, hat er doch mit übelverstandener Scham lange die beharliche Gefälligkeit einer Wirthsmagd zu bekämpfen, die ihn mit aller Gewalt entkleiden und zu Bett bringen will.

Sein Kommentar über den Doppelsinn gewisser französischer Worte erinnert an die Manier Sterne's. Denn es fehlt Holman's Bemerkungen eben so wenig an Feinheit als Takt. So entdekt er unter andern, daß *tout à l'heure* nicht sagen will „sogleich,“ weil er genöthigt war, eine Stunde auf das warme Wasser zu warten, welches ihm die Aufwärterin *tout à l'heure* versprochen. Dasselbe Wort erschreckt noch mehr als einmal seine Geduld auf der Reise von Paris nach Nizza, wohin er sich über Bordeaux begab. Lassen wir ihn eins seiner Diligence-Abenteuer erzählen.

Am andern Morgen um neun Uhr (es war am Sonntag den 31. Oktober) rief einer der Reisenden: Da ist Bordeaux! Diese Worte machten einen sehr wohlthätigen Eindruck auf mich, denn ich war reizbar, ungeduldig auf diesem langen, ermüdenden Wege geworden. Gegen Mittag hielt die Diligence, meine Reisegefährten stiegen aus, und ließen mich allein auf der Bank. Ich schloß daraus, daß wir beim Postbureau angekommen seien, weshalb ich den Konduktor rief, damit er mir beim Aussteigen behilflich sei. Er erschien sogleich, beruhigte mich durch das wohlbekannte *à l'heure* und entfernte sich.

„Obgleich ich dieses Wortes unbeschränkte Bedeutung zu Paris nicht vergessen, was konnte ich thun? Wäre ich ausgestiegen, ich hätte nicht gewußt, wohin mich wenden. Zudem floß der Regen stromweis. Es blieb mir nichts übrig, als ruhig sitzen zu bleiben, bis es Jemand gefalle, mir zu Hilfe zu kommen.

„Bald darauf hörte ich ungefähr dreißig Personen in der Nähe der Diligence beschäftigt. Sie sprachen ein Kauderwelsch, das in nichts demjenigen der von mir bisher bereiseten Provinzen ähnlich war. Ich bemerkte sodann, daß die Kutsche eine außerordentliche, unregelmäßige Bewegung erleide. Von Zeit zu Zeit öffnete man den Kutschenschlag, und ließ mich bald zur Rechten bald zur Linken sitzen, wie wenn ich hätte als Gegengewicht dienen sollen. Ich bildete mir ein, man nehme die Räder ab, und stellte den Wagen in

eine Nemise. Einen Augenblick nachher vernahm ich ein Geräusch, dem des Wasser-Ausschöpfens ähnlich. Umsonst forschte ich nach der Ursache von dem Allem. Ich erhielt keine andere Antwort, als das leidige tout à l'heure, und war überzeugt, daß es unter solchen Umständen kein besseres Mittel gebe, als Geduld.

But patience is more oft the exercise

Of saints, the trials of their fortitude *).

Endlich wurde die Bewegung stärker, und zu meinem größten Erstaunen hörte ich, nach einer in peinlicher Ungewisheit verlossenen Stunde, die Pferde von Neuem anspannen. Die Reisenden stiegen wieder in die Diligence, und wir rollten auf der großen Straße weiter.

Das Räthsel lösete sich nun. Man erklärte mir, daß wir an dem Ufer der Dordogne angelangt gewesen, welche sich unterhalb Bordeaux in die Garonne ergießt, und daß man dort genöthigt war, die Kutsche auf ein Floß zu bringen, um sie den Strom hinabschiffen zu lassen. Die Reisenden waren während dem in einer Fähr an das andere Ufer gesetzt, von wo sie bis an den Ort gefahren, wo sie wieder in die Diligence gestiegen, in welcher sie mich als Wächter ihrer Sachen gelassen. Kurz, während ich mich im Posthose glaubte, hatte ich mehr als eine Stunde Weges zu Wasser zurückgelegt, ohne davon die geringste Ahnung zu haben. Nach einer Viertelstunde gelangten wir endlich in Wirklichkeit nach Bordeaux.^a

(Beschluß folgt.)

K o r r e s p o n d e n z.

W i e n, im Oktober. Obwohl die Cholera im Ganzen hier noch nicht in Abnahme ist, so ist man doch schon gleichgiltiger dagegen geworden; man gewöhnte sich schon daran und in der That zeigt sich das Uebel hier bei weitem nicht so heftig als anderwärts und namentlich wer bei Ihnen, in Pesth, die Zahl der Opfer wenigstens sechsmal so stark als hier, wenn man das Verhältniß der dortigen Bevölkerung gegen die hiesige in Erwägung zieht. In der Stadt, wo die Krankheit anfangs am stärksten wüthete, hat sie fast ganz nachgelassen, hingegen hat sie nun um so verheerender in den Vorstädten um sich gegriffen. — Im geselligen Leben ist nur ein gerins

*) Geduld ist Uebung der Heiligen, Probe ihres Muths.

(Milton.)

ger Unterschied gegen früher: die Gasthäuser sind alle besucht; es werden Soireen, Tanzmusiken u. s. w. gehalten; Strauß und Lanzer wissen ihr Publikum nach ihrer Art zu amüsiren und selbst die Theater erhalten, trotz den kühlen Abenden, ihren Zuspruch. Vorzüglich ist dies letztere bei launigen Stücken der Fall, denn Jedermann sucht jetzt Erheiterung. In der Leopoldstadt erreichte vollkommen diesen Zweck die neue Posse von Jos. Schickh, betitelt: „Der Sieg des guten Humors oder die Lampen des Lebens.“ Wir können sagen, daß der gute Humor hier wirklich den Sieg davon trägt. Die Hauptidee ist rein patriotisch und auf eine sehr sinnreiche Art ausgeführt. Hr. Weiß und Dem. Nothböck spielen vortrefflich. Die Leopoldstadt hatte schon lange kein solch gutes Stück gesehen — doch davon werden Sie sich wohl halb am besten überzeugen können, da wir hören, daß es nächstens in Pesth zur Ausführung kommen wird *). — Auch der Geschäftsgang wird halb ein besseres Leben gewinnen; denn durch die weise und väterliche Fürsorge unsers gütigen Monarchen, werden nach und nach alle Korbons, die sich so unnütz zeigten, aufgehoben werden und dadurch der Verkehr seine vorige Freiheit und Lebendigkeit erhalten. Bereits regt es sich schon wieder in unserer Handelswelt; Gewerbe und Fabriken sind wieder thätiger und unsere Kommissions- und Geschäftskanzleien haben volle Beschäftigung. Bei dieser Gelegenheit glauben wir unsern Lesern in Ungarn einen Dienst zu erweisen, wenn wir einer neuen solchen trefflichen Anstalt Erwähnung machen. Diese ist die Privat-Geschäftskanzlei des Bruno Berger (am alten Fleischmarkt, im Darwarhof, Nr. 698), welche alle ihr von den Provinzen aufgetragene Kommissionen zur Verrichtung in der Residenz oder in andern Provinzen mit seltener Solidität, Pünktlichkeit, Genauigkeit und ganz zur Zufriedenheit der Partheien vollführt. Diese neue Kanzlei erfreuet sich bereits des besten Kredites und ist sehr oft mit bedeutenden und wichtigen Geschäften beauftragt, wie dies satfam aus den Wiener Intelligenzblättern zu ersehen ist.

M. v. H.

Der Modenkourier. Nr. 45.

(Paris, 5. Oktober 1831.)

1. Die griechischen Koeffüren vermehren sich sehr; sie sind aber viel niedriger als früher.

*) Wie es heißt, wird es zur Benefize der Mad. Walla gegeben werden.

2. Im Theatre-Italien trug die schöne Frau von B. auf ihrem Hute einen Weiden-Federnstrauch, der aus Fahnenfedern verfertigt war. (Unsere heutige Wiener Dame hat ihren Hut mit solchen Federn geschmückt.)

3. Die Hüte von Atlas kommen immer mehr zum Vorschein; die meisten sind mit Federn geziert.

4. Da die neuen Kleiderformen noch nicht bestimmt sind, so lassen einige Damen einstweilen die Pelervinen ihrer Ueberröte in Seide stiften und den Ueberröte selbst mit einem leicht froncirten Tullstreifen oder einer solchen Spitze von der Breite eines Fingers umgeben. Diese kleine Garnitur auf einer etwas dunklen Farbe bringt eine vortreffliche Wirkung hervor.

5. Die weißen Kleider erhalten sich noch immer in großer Zahl in den Theatern und bei Solireen.

6. Eine neue Mode sind jene Schildkrotenkämme mit einer hohen Gallerte, die in Gestalt von Trauerweidenzweigen, mit ihren Blättern garnirt, ausgeschritten sind und auf einer Seite gleich den Federn eines Paradiesvogels hinabfallen. Dergleichen Kämme dienten zur Verzierung vieler Koeffüren bei einer der letzten Vorstellungen im Theatre-Italien.

Modenbild. Nr. 43.

1. Wiener Anzug vom 15. Okt. Kapote von Moire mit Weidenfedern geziert. Gesittetes Müllekleid. — 2. Pariser Anzug vom 5. Okt. Reisstrohhut. Jakonnetkleid. Französischer Shawl.

Benefize-Anzeige.

Pesth. Montag, den 24. Oktober l. J., wird im hiesigen k. städt. Theater, zum Vortheile des Kapellmeisters, Hrn. Aloys Cibulka, und zwar zum erstenmale aufgeführt:

„Mozarts Sob,“

romantisches Original-Drama, in drei Akten, von Adolph von Schade n. Ouverture, Zwischen-Symphonien und sämtliche darin vorkommende Tonstücke v. Amadeo Mozart.

Dieses Drama, welches in München so viel Sensation machte, wird auch bei Pesth's kunstsnigen Bewohnern, die gewiß schon der Name Mozarts, des in seinen Tondichtungen Unerreichbaren, im musikalischen Himmel einzig Glänzenden, in Begeisterung versetzt, die Wirkung nicht verfehlen, und der Benefiziant kann sicher auf ein gefülltes Haus rechnen.

Herausgeber und Verleger Franz Wiesen.